

Aus schweizerischer Dichtung

Autor(en): **Marti, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 11

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748253>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Schweizerischer Dichtung.



Die Schule der Leidenschaft.

Von Frik Marti.

Vorbemerkung.



Im Nachstehenden bringen wir einen Ausschnitt aus dem neuesten Buche Frik Martis (Verlag Gebr. Paetel, Berlin). Wir möchten damit dieses tiefgründige Buch vorläufig der Beachtung unserer Leser empfehlen, um dann in den „Beiträgen zur neueren Schweizerischen Literaturgeschichte“ bei der Besprechung der dichterischen Gesamtpersönlichkeit Martis darauf eingehend zurückzukommen. Wir müssen aber voraussagen, daß, wer bloße Unterhaltung sucht, dieses Buch nicht zur Hand nehmen darf. Wie alles Echte verlangt es Hingabe an den Stoff und liebevolles Eingehen auf die Intentionen des Dichters.

Die Handlung ist in wenig Worten die folgende: Der Theologiekandidat Ernst Hartmann gerät in das Netz einer herzlosen Kokette und wird dadurch durch alle Höhen und Tiefen der Leidenschaft geführt, um zuletzt als geläuterter Mensch aus dem Kampf hervorzugehen. Als die Leidenschaft für Klotilde — so heißt seine Geliebte — aufs höchste gestiegen ist und sich fast in Raserei verwandelt, erhält er einen Brief von einem schwindsüchtigen Freund, der bereits dem Tode nahe ist. Er besucht ihn, und sie machen zusammen einen letzten Spaziergang. Hier setzt das Folgende ein.

* * *

Sie waren nach dem letzten Hause von der Dorfstraße in einen Fußpfad abgeschwenkt, der über einen sanft ansteigenden Wiesenhang zum nahen Buchenwalde führte. Auf der freien und aussichtsreichen Höhe vor dem Waldsaume, wo eine einfache Bank im Schatten des Gebüsches zur Bewunderung der Aussicht einlud, stand Edmund still und sagte schwer atmend: „Das ist jetzt mein Plätzchen.“ Er streckte sich an der Stelle, worauf die Sonne direkt brannte, auf das Gras und die Blumen, und Hartmann folgte seinem Beispiel. „Das tut wohl, die Sonne“, sagte Edmund. Eine Weile lagen sie, den Kopf zwischen den Händen auf die aufgestellten Ellenbogen gestützt, stumm nebeneinander und blickten in die Frühlingslandschaft, die sich vor ihnen ausbreitete. Das werktägliche Leben im Dorfe drang nur als schwaches Geräusch zu ihnen herauf.

Über dem bunten Blumenteppeich um sie her summten laut die Bienen, und über ihren Häuptern im Geäst der Bäume zwitscherten übermütig die Vögel. In der Mulde unter ihnen lag friedlich das Dorf ausgebreitet. Über die dunklen Strohhütten und die wenigen braunen Ziegeldächer erhob sich der schlanke rote Kirchturm mit dem golden blitzenden Hahn auf der dünnen Spitze. Hinter dem schwarzen Tannenwald jenseits des Dorfes grüßte aus größerer Ferne ein Stück des blauen Sees. Wie bleiche Schemen lagen die Alpen hinter dem Mittagsdunst, aus dem nur einzelne von der Sonne beschienene Firnkuppen wie schmelzendes Silber blizten.

Tiefer Frieden lagerte über dem schönen Landschaftsbilde. Edmund unterbrach endlich das lange Schweigen: „Die Erde ist doch schön, und das Leben wäre es auch, wenn man gesund wäre und die Menschen es nicht einander gegenseitig verbitterten. Es gibt doch manchmal ein eigenes Gefühl, jetzt, wo alles blüht wie ein Garten, das laute Leben und die schöne Natur zu sehen und zu denken, daß man bald auf dem Friedhof sechs Fuß tief in der Erde liegen und das alles nicht mehr hören und nicht mehr sehen soll. Und es ist merkwürdig: vieles, was ich früher gar nicht gesehen, fällt mir erst jetzt auf. Als ob es mir das Sterben noch recht schwer machen wollte, sehe ich erst jetzt, wie schön die Gegend ist und wandere oft in Gedanken die Wege, die wir als Kinder gegangen am Sonntag im Wald, und auf die Plätze, auf denen wir unsere Spiele gemacht. Es war doch eine schöne Zeit. Manchmal vergesse ich sogar, daß so viele Halunken auf der Erde herumlaufen und habe eine wahre Zärtlichkeit für jede Blume, jeden Baum und alle Menschen. Aber das nützt mir viel, jetzt, wo der Spaß bald aus ist.“

Auf seinen Lippen spielte wieder das verzerrte Lächeln, das indessen Lügen gestraft wurde durch das Schlucken, das ihm die nach innen rieselnden Tränen verursachten. Auch zitterte seine Stimme, als er fortfuhr: „Meinetwegen macht es mir aber nicht soviel wie wegen der Mutter. Das ist mir das Schrecklichste, der Schmerz und das Elend der Mutter. Der Vater und die Schwester trösten sich leichter, der Vater hat seinen Wald, und die Schwester ist jung. Aber die Mutter, das weiß ich, hat dann nichts mehr vom Leben und weint und grämt sich Tag und Nacht, bis sie ebenfalls auf dem Todsbette liegt. Daran darf ich fast nicht denken.“

„Du mußt wieder gesund werden, es darf und kann nicht anders sein,“ sagte Ernst in dumpfer Verzweiflung. Auf seinem Herzen lag ein schwerer Druck, und das starke Weh würgte ihn im Halse.

„Gib dir keine Mühe, mich zu trösten,“ versetzte Edmund mit traurigem Lächeln und zuckenden Lippen, „ich habe es auch nicht nötig. Glaube ja nicht, daß ich sentimental sei oder mich gar vor dem Sterben fürchte. Das ist nur manchmal so eine Stimmung, die über mich kommt.“

Aber im Grunde sterbe ich nicht ungerne nach dem, was ich in den letzten Wochen erlebt. Wenn ich auch wieder gesund würde, ich könnte doch nie mehr glücklich werden, seit meine Braut gestorben ist.“

„Du warst verlobt?“ rief Ernst erstaunt. „Davon wußte ich nichts. Du möchtest ja sonst die Mädchen nicht leiden und spottetest über das verliebte Getu der andern.“

„Ja, es ist wahr, ich spottete, aber nur so lange, ‚bis es mich auch hatte‘, wie Scheffel sagt. Übrigens hatte ich immer einen Schatz, nur wußtet ihr nichts davon, weil wir einander nicht schrieben und ich nichts davon merken ließ. Meine eigentliche Braut war aber nicht der erste Schatz, der lebt noch, sondern eine andere. Beim Essen hat der Vater von dem schönen Grabstein gesprochen, den Kilchmeiers Anna erhalten. Diese war's.“ Sein Kopf zitterte, und er kehrte das Gesicht zur Seite. „Sie ist vor vierzehn Tagen gestorben“, sagte er nach einer Pause. „Doch ich muß dir die Geschichte ausführlich erzählen. Denn besonders auch deswegen bin ich froh, daß du gekommen bist. Es wußte außer Annas Eltern niemand um unser Verhältnis, auch die meinigen nicht. Ich glaube aber, nur die Mutter ahnte etwas. Doch ich muß der Reihe nach erzählen.“ Er ruhte eine Weile, tief atemholend, bevor er fortfuhr: „Schon seit der Bezirksschule war ich verliebt in die Tochter meines Bezirkslehrers. Sie hieß Luise und war ein sehr hübsches und gescheites Mädchen. Ich kam als Schüler oft in ihr Haus und aß häufig dort. Ich wußte nichts anderes, als daß wir uns heiraten würden. Nur sollte ich zuerst noch studieren. Deswegen wollte ich nie etwas von anderen Mädchen wissen, denn ich hatte Luise sehr gern, und sie hing ebenfalls sehr an mir. Als aber Luise als vornehmes Fräulein aus der Pension kam und ich noch immer Dorfschulmeister war, da wurde sie merkwürdig zurückhaltend gegen mich. Ich machte damals eine rechte Leidenszeit durch, denn ich hatte sie lieber als je. Aber sie quälte mich grausam. Und als ein Professor sich um sie bewarb, da war ihr der Storch in der Hand lieber als der Spatz auf dem Dach, denn durch diese Partie kam sie in die Stadt, konnte zudem bald heiraten — sie war immer ein verliebtes Ding gewesen — und da nahm sie halt den Professor. Ob ich darüber zugrunde ging oder nicht, das war ja gleichgültig. Aber ich kann dir sagen, daß ich damals fast verrückt wurde wegen ihrer Treulosigkeit. Du glaubst es nicht, was ich ausgestanden, das kann nur verstehen, wer selbst so etwas durchgemacht hat —“

„Ich verstehe dich nur zu gut!“ sagte Ernst dumpf.

Edmund beachtete den Einwurf nicht und fuhr fort: „Bald kam dazu der Streit mit dem Pfarrer und gab mir den Rest. Ich war in einer furchtbaren Verfassung. Ich traute keinem Menschen mehr. Besonders mit den Weibern glaubte ich fertig zu sein für mein ganzes

Leben und haßte alle. Dabei konnte ich Luise doch nicht vergessen. Da kam es plötzlich anders. Als es schon schlecht mit mir stand, kam Kilchmeiers Anna von Davos zurück, wohin sie der Doktor ihrer Lunge wegen geschickt hatte — natürlich zu spät, weil ihre reichen Alten das Geld vorher gereut hatte. Nachher hätten sie gerne das ganze Vermögen hergegeben, wenn's noch etwas genützt hätte. — Anna und ich trafen uns bisweilen zufällig auf diesem Bänklein, wo sie auch die Sonne und die Einsamkeit suchte. Und merkwürdig: Wir liebten uns vom ersten Augenblick an, da wir uns sahen. Wenn ich's nicht selbst erlebt hätte, ich würde es nicht glauben, daß das Herz, gerade wenn man es für immer für abgestorben hält, so sein, so lieben könnte, wie Anna und ich uns liebten. Anna gestand mir zwar, daß sie mich immer gerne gesehen habe, aber ich hatte, obschon wir zusammen in die Schule gegangen und viele Jahre in der gleichen Klasse gewesen waren, nie an sie gedacht, weil sie nicht in die Bezirksschule ging, nicht Klavier spielte und nicht Französisch konnte wie Luise. Und doch war sie viel verständiger und gebildeter als Luise, das merkte ich jetzt. Und bei mir war es erst die rechte Liebe, das erfuhr ich auch und konnte meine frühere Berrücktheit wegen Luisens nicht begreifen. Ich kann dir nicht sagen, wie glücklich wir waren, wenn wir einander nur sehen konnten. Ich mußte nur immer staunen über Annas Verstand und ihre Lebenserfahrung, die weit über ihr Alter waren. Wir verstanden uns auch so gut und waren so vertraut, als ob wir schon viele Jahre Liebesleute gewesen wären. Das Leben erschien uns wie das Paradies, und wir vergaßen manchmal ganz, wie es mit uns stand, und daß es nicht mehr lange mit uns machte. Mit Anna aber ging, seit wir uns den ersten Kuß gegeben, eine ganze Veränderung vor. Sie war — ich darf dir das ja jetzt schon sagen — eine leidenschaftliche Natur und unersättlich beim Küssen. Manchmal aber, wenn wir uns umschlungen hielten und am glücklichsten waren, fing sie plötzlich an, wie ein Kind zu schreien: „Ich will nicht sterben, ich will mit dir leben, o Herr Gott, laß mich noch nicht sterben!“ daß ich sie fast nicht trösten konnte.“ Er schwieg erschöpft und fügte erst nach einigen Minuten hinzu: „Das war um so merkwürdiger, als sie vorher nicht so, sondern ganz ruhig und gelassen gewesen war. Die andern Kranken in Davos hatten sie oft um ihre Ruhe beneidet. Sie hat mir oft vom Leben in Davos und von ihren Freundinnen erzählt, die sie dort hatte. Es war sogar eine junge Gräfin unter ihnen. Aber auch die andern waren schöne Mädchen aus Deutschland, aus vornehmen und reichen Familien. Die waren oft so übermütig und ausgelassen, daß Anna sich von ihrem Tun abgestoßen fühlte. Plötzlich aber, oft mitten im Spiel oder wenn das Fieber wieder kam, schlug das Lachen um, und sie begannen schrecklich zu weinen. Die junge Gräfin, die

schönste unter den Fräulein, die sich besonders an Anna angeschlossen hatte, obwohl sie nur ein einfaches Bauernmädchen war, benahm sich am verzweifeltsten. Sie hatte zu Hause einen Grafen und Offizier zum Bräutigam. Einmal, als Anna bei ihr war, umschlang sie in einem solchen Anfall wahnsinnig schreiend einen Baum, als ob sie sich damit an das Leben hätte klammern können. Wie gesagt, Anna konnte das nicht verstehen, so wenig umgekehrt ihre Freundinnen ihre Gelassenheit begriffen. Nun aber war sie nicht weniger leidenschaftlich und verzweifelt. Aber es half ihr nichts.“ Edmunds Stimme nahm einen ironischen und harten Klang an: „Gegen den Tod ist halt noch kein Kraut gewachsen. Unser Glück dauerte nicht lange. Es machte schnell mit ihr. Vor drei Wochen legte es sie ins Bett. Vorher hätten ihre Eltern ein Verhältnis nicht zugegeben. Jetzt durfte ich ungeniert zu ihr, so oft ich wollte. Um das, was die Leute sagen würden, bekümmerten wir uns nicht. Sie wollte, daß wir noch die Ringe wechselten. Als sie aber merkte, daß es rasch zu Ende ging, verlobten wir uns auch sonst, regelrecht, und küßten uns sogar vor ihren Eltern. Darauf war sie ganz ruhig und glücklich. ‚Du kommst ja auch bald zu mir‘, sagte sie fröhlich, ohne Angst vor dem Tode. Ihr Gesicht war ganz verklärt, ich sage dir, fast überirdisch sah sie aus. Sie hatte wohl gefühlt, wie es mit ihr stand. Denn zwei Stunden später war sie tot. Aber ich war wie ein Stod. Ich konnte nicht einmal heulen. Auch an der Beerdigung nicht. Warum konnte ich nicht gleich mit ihr!“

Edmund legte die Arme nieder aufs Gras und ließ das Gesicht darauf fallen. Nur das krampfhafteste Zucken seines Körpers verriet, was in ihm vorging. Hartmann hatte schon vorher sein Antlitz weggewandt, um die Tränen zu verbergen, die darüber herabrieselten. Die Erinnerung an Klotilden war mit aller Kraft erwacht, und ein dumpfes Weh zersprengte fast seine Brust.

Nach einer Weile erhob Edmund den Kopf und setzte sich aufrecht. „Begreifst du nun, daß mir am Leben nicht mehr viel liegt und ich gerne sterbe?“ fragte er ohne jede Bewegung der Stimme und der eher fröhlichen Züge. „Hier ist übrigens Annas Photographie, wenn du sie sehen willst.“ Er zog aus seiner Rocktasche einen Taschenkalender hervor, entnahm ihm das zwischen zwei weißen Blättern liegende Bild und reichte es mit beinahe feierlicher Andacht dem Freunde dar. Hartmann betrachtete stumm das sinnige und hübsche Antlitz eines Bauernmädchens, dessen Schönheit freilich mit derjenigen Klotildens nicht zu vergleichen war.

„Wie gefällt sie dir? Nicht wahr, sie ist hübsch?“ fragte Edmund, dessen Blicke gespannt an des Freundes Miene hingen.

„Sie hat sehr sinnige Augen und muß ein sehr gemüthstiefes Mädchen gewesen sein,“ antwortete Hartmann und gab die Photographie zurück.

„Ja, es ist schade um sie. Und wir wären glücklich zusammen geworden, wenn — ja wenn!“ bemerkte Edmund.

„Du warst doch noch glücklicher als ich, wenn dir auch dein Schatz gestorben ist!“ kam es wie ein Aufschrei aus Hartmanns Mund. „Du warst doch wenigstens geliebt. Ich aber bin von dem meinen verachtet, verschmäht und mißhandelt und habe nicht einmal mehr soviel Kraft und Stolz, der schmachvollen Sache ein Ende zu machen!“ Und nun sprudelte unaufhaltsam und sich oft überstürzend wie ein Bergstrom das Bekenntnis, die Erzählung seiner Liebe aus Hartmanns Innerm, vom ersten Blick und Gruß bis zur tollen Liebesraserei. „Sie zieht mich an und stößt mich zurück in ewigem Wechsel,“ schloß er klagend, „sie weckt und steigert in mir beständig das Verlangen und stillt es doch nie auch nur mit einem Kusse. Ist es ein Wunder, wenn zuletzt mein Blut heiß wurde und überkochte — ich bin doch schließlich auch ein Mensch — und ich krank und fast wahnsinnig wurde vor Liebe? Das ist's, was mich so unglücklich macht, ich bin nicht mehr Meister über mein Blut, ich mag mich wehren, wie ich will. Ich sollte andern ein gutes Beispiel geben und Tugendhaftigkeit predigen und kann mich selbst nicht mehr beherrschen, sondern“ — er kehrte sich ab — „mache Schlechtigkeiten“. Mit gebrochener Stimme schloß er: „Könnte ich dir doch meine Gesundheit geben, so müßte ich mir nicht noch das Leben nehmen, denn das muß ich noch, wenn es nicht anders wird mit mir.“

„Also hast du es doch auch schwer“, begann Edmund nach längerem Schweigen. Ich kann dich wohl verstehen. Aber weißt du, ich an deiner Stelle würde mich doch nicht zu sehr plagen der Leidenschaft wegen. Die ist halt mit deiner Gesundheit und Kraft verbunden. Es ist ja zwar lächerlich eingerichtet: die einen haben zu wenig Blut und müssen sterben und haben dafür ihre Tugend, die jedoch kein Verdienst ist, und die andern sündigen und sind unglücklich durch die Überfülle und Unrast ihres Blutes. Du gehörst halt auch zu den Menschen, wie sie geschildert sind in einem interessanten Roman, den ich eben lese: ‚Problematische Naturen‘ von Spielhagen. Du mußt büßen für deine Gesundheit und Kraft, die wie die Leidenschaft schließlich nicht deine Schuld, sondern ein Erbteil sind. Wie auf dem Meere Ebbe und Flut, so folgen sich bei diesen Menschen in regelmäßigem Wechsel Stürme der Leidenschaft und moralische Depressionen, und sie schwanken beständig zwischen dem Sittengesetz und den Trieben des natürlichen Menschen hin und her, bis sie den letzten Atemzug tun. Glaube nur, es wird bei dir mit der Zeit schon eine gewisse Ruhe eintreten, und du kannst noch sehr glücklich werden, wenn du nur vorher keine Dummheit machst. Hast gehört, stelle mir nichts an! Du mußt nur nicht aufhören, gegen die Sinnlichkeit zu kämpfen. Wenn wir doch keinen freien Willen haben, sondern der Spiel-

ball unseres Blutes sind, ist es schon viel, wenn wir wenigstens einen guten Willen haben. Damit müssen wir zufrieden sein. Das steht ja schon in der Bibel — doch da predige ich dir wie ein Pfarrer Sachen, die du besser weißt als ich. Aber in der Zeit, da mir Luise untreu wurde, habe ich auch viel durchgemacht, was mich nachher reute. Und es ist eigentlich undankbar von dir, dich zu beklagen und zu sagen, daß dir das Leben verleidet sei. Glaube mir, diejenigen, die krank und elend sind, beneiden euch, die ihr an den reichen Tischen des Lebens sitzt und würdet gerne mit der Gesundheit und Kraft einige Leidenschaften und Tollheiten des Blutes in Kauf nehmen, die immerhin besser sind, als ohnmächtige Schwäche und das letzte, der Tod.“

Nach der langen und eifrigen Rede schwieg er erschöpft. Sein Kopf zitterte stark. Nach einer Pause fuhr er lächelnd fort: „Wir sind halt sonderbare Kreaturen und voller Widersprüche. Höre nur, was mir selbst mit Anna passierte. Du weißt, ich habe nie an ein Leben nach dem Tode geglaubt und eure Behauptung darüber oft genug als Blödsinn erklärt. Denn die Seele ist doch nicht etwas für sich allein Bestehendes, sondern bloß die Summe der Komponenten aller Energien oder Spannungen des schaffenden Organismus, also das Leben selbst, das mit dem Stillstand der Maschine erlischt, wie die Flamme, wenn der Verbrennungsprozeß unterbrochen wird. Und doch werde ich, gegen mein besseres Wissen, den Gedanken nicht los, daß Anna nicht völlig vernichtet sein könne, daß unsere Seelen nach dem Tode noch vereinigt sein müssen. Denn unsere Liebe war zu groß und wenigstens bei mir so nahe vor dem Tode ganz unsinnlich und rein geistig. Ich ärgerte mich auch selbst über mich und glaubte zuerst, die Liebe habe, wie's ja meistens der Fall ist, auch mich schwachköpfig gemacht. Aber ich kann noch — ich probierte es extra deswegen — die schwierigsten Logarithmen berechnen und mit Leichtigkeit Gleichungen zweiten und dritten Grades lösen. Vielleicht habe ich diese Idee nur, weil wir so jung, ohne unser Leben gelebt zu haben, aus der Welt müssen, vielleicht aber ist es dem menschlichen Geiste infolge seiner Begrenztheit überhaupt nicht möglich, etwas, was einmal existiert hat, wenn es auch etwas Unsichtbares wie die Seele ist, als nicht mehr bestehend sich vorzustellen, so wenig als die Unendlichkeit und Ewigkeit. Sei dem, wie ihm wolle: obschon ich weiß, daß es eine schlechte Logik ist, daß Anna tot im Grabe liegt und vermodern wird, freue ich mich, daß ich neben sie zu liegen komme. Hoffentlich begeht niemand vorher die Dummheit, vor mir zu sterben und zwischen uns zu kommen. Es wäre die reinste Bosheit, wenn es auch zu allem übrigen paßte. Glücklicherweise ist niemand schwer krank im Dorfe. Doch dort kommt die Mutter, um uns abzuholen. Wir wollen ihr entgegengehen. Sie darf nicht merken, was für erbauliche Dinge wir verhandelt

haben. Auch wegen Annas nicht. Du bist der einzige Mensch, dem ich die Sache erzählt habe. Sie lassen mich nie lange fort und kommen immer bald, um nach mir zu sehen. Es ist, als ob sie fürchteten, es könnte mir etwas passieren. Aber nein, ich glaube es doch nicht. Sie hoffen zu sicher auf Besserung.“

Hartmann sprang, als Edmund sich langsam emporzurichten begann, mit glühendem Gesicht auf. Die Liebe zu Klotilden und die Sehnsucht nach ihr waren plötzlich mit aller Glut erwacht und zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr. Dazu war ihm vor Gram und Schmerz das Weinen nahe.

„Ich komme nicht mehr mit nach Hause“, sprach er erregt. „Ich muß fort; da ich nicht den gleichen Weg zurück, sondern über Tiefental gehe, habe ich keine Zeit übrig.“

„Ich glaubte, du bliebest länger“, erwiderte Edmund betroffen, mit zuckenden Lippen. „Wir haben uns wahrscheinlich zum letzten Male gesehen. Aber ich will dich nicht aufhalten, wenn du gehen mußt.“

„Ich komme so bald als möglich wieder, vielleicht schon nächsten Sonntag und dann öfters. Denn wie die Deinigen gebe auch ich die Hoffnung nicht auf, daß die Wärme und die Luft den Sommer über doch die Wendung zur Besserung bringen werden. Auch du darfst die Hoffnung nicht verlieren und dich durch trübe Gedanken schwächen.“

„Wir werden ja bald sehen, wer recht hat, ob du oder ich“, versetzte Edmund mit trübem Lächeln. „Mußt du wirklich schon gehen?“

„Ja, mache mir den Abschied nicht noch schwerer“, versetzte Ernst fest.

„Natürlich gehst du, wenn es sein muß, ich fragte nur so, man wird halt durch die Krankheit egoistisch.“

Sie trafen mit der Mutter zusammen. Sie empfing die beiden mit vorwurfsvollem Wort: „Warum kommt ihr so lange nicht? Der Kaffee ist ja bald kalt.“

„Denke dir, Ernst will schon fort!“

„Es kann nicht sein, es wäre ein so kurzer Besuch.“

„Ich muß leider“, sagte Ernst entschieden. „Ich mache dafür lieber bald wieder einen Besuch. Überhaupt hoffe ich, den Sommer über oft kommen zu können. Edmund und ich machen dann zusammen Ausflüge, die ihm gut tun werden. Ich rechne auch bestimmt bald auf guten Bericht. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen in acht Tagen! Dem Vater und der Schwester lasse ich Adieu sagen.“

Die Ungeduld zappelte in ihm und trieb ihn, so rasch als möglich fort und nach Hause zu kommen.

„Ach Gott, wenn Sie nur recht hätten und es bald besserte“, seufzte die Mutter, und die Tränen stahlen sich in ihre Augen.

„Du kannst gleich da den Feldweg hinunter, du ersparst dir einen großen Umweg“, sagte Edmund mit zitternder Stimme. Er reichte Ernst die Hand, sie blickten sich lange und tief in die Augen. Dann riß Edmund sich hastig los, sagte rauh: „Adieu!“ und kehrte sich ab. Ernst aber sprang mehr als er ging den Abhang hinunter. Bevor er hinter eine sich erhebende Erdwelle hinabtauchte, wandte er sich noch einmal um. Edmund war ebenfalls stehen geblieben und schaute ihm nach. Er grüßte mit der Hand. Hartmann schritt langsam rückwärts und winkte fortwährend. Als aber Edmund an der Seite der Mutter nach einem letzten Winke, ohne sich mehr umzusehen, den Gang fortsetzte, stieg Hartmann schnell die Senkung hinab, und beide waren seinen Blicken entschwunden. Schwer atmend stand er still.

Mit der sinkenden Sonne war der Dunstschleier am Horizont voneinander gegangen, und in der durchsichtigen Frühlingsföhnlust erschienen die Berge ganz nahe gerückt und hoben sich vom blauen Himmel in plastischer Deutlichkeit ab. Über den hellblauen und violetten Schatten der Bergwände und Täler schimmerten die weißen Schneefelder, die gewölbten Firnen und Ruppen und die zierlichen Pyramiden wie schmelzendes Silber und leuchteten wie ein Riesenmarmordom mit kühler und stiller, fast überirdischer Schönheit in das sonnige, farbensatte Landschaftsbild. Die Farbenpracht der Blumen, das laute Gesumme der Bienen, das liebestrunkene Gezwitzchen der Vögel um ihn her, der Frühlingslärm der Kinder vom Dorfe, die feierliche Schönheit der Landschaft und des Hochgebirges klangen zusammen zu einem hinreißenden Hymnus auf das Leben.

Wie der Vorhang am Horizont, so zerriß plötzlich auch die Binde sinnlich dumpfer Schwüle, die sich mit der Erinnerung an Klotilden um Hartmanns Geist gelegt hatte, und er wußte klar, daß der Freund dem nahen Tode geweiht war, daß er ihn vielleicht zum letzten Male gesehen. Mit visionärer Deutlichkeit sah er ihn im Grabe modern und spürte Totengeruch. Ein dumpfes Weh zersprengte beinahe seine Brust. Seine frühe Abreise erschien ihm als lieblose Grausamkeit. Die Reue darüber stach ihn mit tausend Nadeln. Die Liebe zu Edmund erwachte mit ungekannter Kraft und Wärme. Er kämpfte mit dem Entschlusse, stracks wieder umzukehren und den Freund in die Arme zu schließen. Eine Weile stand er unentschlossen da. Dann wandte er das Auge von der glänzenden Pracht ab und eilte gesenkten Antlitzes, ohne fürder der Aussicht zu achten, den Wiesenhang hinunter. Bald gelangte er in ein enges und schattiges Waldtal und hier, in der stillen und kühlen Einsamkeit, entlud sich sein übervolles Herz in einem lauten und ungehemmten Schluchzen. Immer stärker wurde sein Schmerz und lauter und heftiger sein Weinen.

Als sich sein Schmerz endlich der Tränen gesättigt, kam eine weiche friedliche Stimmung und beinahe feierliche Ruhe über ihn. Seine Seele war weit und frei, alles Kleine und aller Groll waren daraus verschwunden und Versöhnung mit sich, mit Klotilden und der ganzen Welt erfüllte ihn. Und daraus stieg, nicht im Sturme der Leidenschaft, sondern ruhig und sanft wie der Mond am nächtlichen Himmel, wieder die Hoffnung empor.



Walpurgisnacht.

Verträumte Nebel hin und wieder ziehn;
Schwül ist's und dumpf; die reinen Sterne fliehn,
Die Lüfte beben voll verhalt'ner Glut;
Der Mond verhüllt sein blaßes Angesicht,
Auf Erd' und Himmel ruht sein sterbend Licht,
Und still und todestraurig blickt die Flut.

Gertrud Woker.

